

Anfänge

Gott kommt mir auf einem Feldweg entgegen

IM FERNSEHEN HÖRTE ICH EINMAL EINEN INDER sagen, Gott sei im Wind und im Wasser, und ich staunte darüber, was für ein schöner Gedanke das war, denn das bedeutete, dass man in ihm schwimmen oder ihn sich wie eine Brise ins Gesicht wehen lassen konnte. Ich stehe noch am Anfang meiner Geschichte, aber ich glaube, dass ich mich ausdehnen werde bis in die Ewigkeit, und im Himmel werde ich dann einmal an diese frühen Tage zurückdenken; diese Tage, als es mir schien, als wäre Gott auf einem Feldweg und ginge mir entgegen. Vor Jahren war er nur ein tanzender kleiner Fleck in der Ferne; jetzt ist er schon so nah, dass ich seinen Gesang hören kann. Bald werde ich seine Gesichtszüge erkennen können.

Mein Vater verließ mein Zuhause, als ich noch klein war. Als ich dann später zum ersten Mal mit dem Gedanken in Berührung kam, Gott sei der Vater, stellte ich ihn mir als einen steifen, schmierigen Mann vor, der bei uns einziehen und mit meiner Mutter das Bett teilen wollte. In meiner Erinnerung war das eine schreckliche und bedrohliche Vorstellung. Wir waren eine arme Familie, die in eine wohlhabende Gemeinde ging; also stellte ich mir Gott als einen Mann vor, der einen Haufen Geld hatte und ein dickes Auto fuhr. In der Gemeinde wurde uns gesagt, wir wären Kinder Gottes, aber ich wusste, dass Gottes Familie besser war als meine,

dass er eine Tochter hatte, die als Cheerleader auftrat, und einen Sohn, der Football spielte. Da ich mit einer zu kleinen Blase auf die Welt gekommen bin, habe ich ins Bett gemacht, bis ich zehn war, und war später völlig verschossen in die Ballkönigin, die auf eine politische Art nett zu mir war, was sie vermutlich von ihrem Vater gelernt hatte, der Vorstand einer Bank war. Aber ich kam nicht wirklich an sie ran. Und so war die Kluft, die mich von Gott trennte, von Anfang an so tief wie der Wohlstand und so breit wie die Mode.

In Houston, wo ich aufwuchs, änderte sich nur einmal im Jahr das Wetter; Ende Oktober, wenn die Kältewelle von Kanada herunterkommt. Dann riefen immer die Wetterfrösche in Dallas bei den Wetterfröschen in Houston an, damit sie den Leuten sagen konnten, sie sollten ihre Pflanzen hereinholen und auf ihre Hunde aufpassen. Die Kälte kam den Interstate Highway herunter, hoch und blau, rief Reflexionen auf den verspiegelten Fenstern der Hochhäuser hervor und zog über den Golf von Mexiko hinweg, als wollte sie beweisen, dass der Himmel mächtiger ist als das Wasser. In Houston laufen im Oktober alle Leute mit einer gewissen Energie herum, so als würden sie am nächsten Tag zum Präsidenten gewählt werden, oder als wären sie im Begriff zu heiraten.

Im Winter fiel es mir leichter, an Gott zu glauben, und ich vermute, das hatte mit dem anderen Wetter zu tun, mit der Farbe der Blätter, die sich an die Bäume klammerten, mit dem Rauch aus den Schornsteinen großer Häuser in wohlhabenden Wohngegenden, die ich mit dem Fahrrad durchstreifte. Fast war ich überzeugt, wenn Gott in einer dieser Gegenden wohnte, würde er mich einladen, hereinzukommen, mir eine heiße Schokolade machen und sich mit mir unterhalten, während seine Kinder Nintendo spielen und mir über die Schulter dreckige Blicke zuwerfen würden. In diesen Wohngegenden radelte ich herum, bis mir die Nase gefror; dann fuhr ich wieder nach Hause, wo ich mich in meinem Zimmer einschloss, eine Al-Green-Platte auflegte

und die Fenster aufriss, um die Kälte zu spüren. Stundenlang streckte ich mich auf meinem Bett aus und stellte mir vor, wie es wäre, in einem großen Haus zu wohnen und Besuch von wichtigen Freunden zu bekommen, die nagelneue Fahrräder fuhren, deren Väter teure Haarschnitte hatten und in den Nachrichten interviewt wurden.

Mit meinem eigenen Vater war ich nur dreimal zusammen. Alle diese Besuche fanden in meiner Kindheit statt, und draußen war es dabei jedes Mal kalt. Er war Basketball-Coach, und warum er meine Mutter verließ, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass er groß und gut aussehend war und nach Bier roch; sein Kragen roch nach Bier, seine Hände nach Bier, und sein raues, unrasiertes Gesicht roch nach Bier. Ich selber trinke nicht viel Bier, aber die Würze dieses Geruchs hat mich nie verlassen. Mein Freund Tony der Beatdichter trinkt ab und zu ein Bier im Horse Brass Pub, und der Geruch entrückt mich jedes Mal an einen angenehmen Ort, der nur in meinen Kindheitserinnerungen existiert.

Mein Vater war ein großer, kräftiger Mann, größer als die meisten anderen, glaube ich; hochgewachsen und stark wie ein Fluss bei Hochwasser. Während meines zweiten Besuchs bei meinem Vater sah ich ihn einen Football quer durch eine Turnhalle schleudern, in einer unaufhaltsamen Schraube durch den gegnerischen Ring und dann gegen das Brett dahinter, dass es wackelte. Es gab keine Handlung, die mein Vater vollbrachte, in die ich mich nicht vertieft hätte wie in ein Wunderwerk. Ich beobachtete ihn, wie er sich rasierte und die Zähne putzte, seine Socken und Schuhe anzog, mit Bewegungen, die mehr Kraft als Eleganz hatten, und ich stand dabei in seiner Schlafzimmertür und hoffte, er würde mein betretenes Starren nicht bemerken. Bewusst schaute ich hin, wenn er sich ein Bier aufmachte und die winzige Dose in seiner großen Hand fast verschwand, wenn das Bier über den Dosenrand schäumte und seine roten Lippen ihn abschlürften und seine Zunge die prickelnden Tropfen aus seinem Schnurrbart leckte. Er war eine fantastische Maschine von einem Mann.

Wenn meine Schwester und ich meinen Vater besuchten, aßen wir jeden Abend vom Grill, was wir zu Hause bei meiner Mutter nie taten. Mein Vater mischte immer zerkrümelte Cracker in das Fleisch und fügte Salz und Soßen hinzu, und ich dachte, er wäre vielleicht so etwas wie ein Starkoch, jemand, der eigentlich Bücher darüber schreiben sollte, wie man Fleisch zubereitet. Später fuhr er dann mit meiner Schwester und mir in den Supermarkt, und jeder von uns durfte sich ein Spielzeug aussuchen. Dann gingen wir durch den langen Gang voller funkelnder Schätze, voller Spielzeuglaster und Barbies und Pistolen und Spielen. In der Schlange vor der Kasse klammerte ich mich still und schweigsam an die glänzende, glatte Schachtel. Auf der Heimfahrt durften wir abwechselnd auf seinem Schoß sitzen, damit wir fahren konnten, und derjenige, der nicht steuerte, durfte den Ganghebel bedienen, und derjenige, der am Lenkrad saß, durfte aus der Bierdose meines Vaters trinken.

Niemand könnte je einen Menschen mehr bewundern, als ich diesen Mann bewunderte. Von jenen drei Besuchen bei ihm kenne ich jenes Gemisch aus Liebe und Furcht, das nur in dem Bild eines Jungen von seinem Vater zu finden ist.

Zwischen seinen Anrufen lagen Jahre. Immer war meine Mutter am Telefon, und ich merkte an der Art, wie sie schweigend in der Küche stand, dass er es war. Ein paar Tage später kam er dann zu Besuch, jedes Mal verändert, älter geworden – mit neuen Falten, graueren Haaren, dickerer Haut um die Augen – und binnen weniger Tage fuhren wir übers Wochenende zu ihm in die Wohnung. Etwa um die Zeit, als ich in die Mittelschule kam, verschwand er völlig.



Heute frage ich mich, wieso Gott sich überhaupt als „Vater“ bezeichnet. Mir scheint das im Licht des irdischen Erscheinungsbildes dieser Rolle ein Marketingfehler zu sein. Warum sollte Gott sich Vater nennen wollen, wenn doch so viele Väter ihre Kinder im Stich lassen?

Für mich als Kind bot der Titel *Gottvater* ein vages, vernebeltes Gegenüber. Davon, was einen Vater ausmachte, verstand ich etwa so viel wie von der Aufgabe eines Hirten. Das ganze Vokabular über Gott schien mir aus der Antike zu stammen, aus einer Zeit vor Computerspielen, PDAs und dem Internet.

Hätte man mich gefragt, so hätte ich vermutlich gesagt, dass es einen Gott gibt, aber ich hätte nicht aus persönlicher Erfahrung eine konkrete Definition formulieren können. Vielleicht lag es daran, dass meine Sonntagsschule sich sehr darum bemühte, uns beim Auswendiglernen von Geboten zu helfen, aber weniger darum, uns zu zeigen, wer Gott war und wie wir ihm begegnen konnten; oder vielleicht bemühte man sich auch darum, und ich hörte nur nicht zu. Trotzdem, mit meinem unpersönlichen Gott kam ich prima zurecht, da ich nach dem echten keinerlei Bedürfnis hatte. Ich brauchte keine Gottheit, die ihre Hand aus dem Himmel herabstreckte und mir die Nase abwischte, sodass all das für mich eigentlich keine Rolle spielte. Falls Gott mir damals schon auf einem Feldweg entgegenkam, dann war er noch jenseits einer Hügelkuppe, und ich hatte sowieso noch nicht angefangen, nach ihm Ausschau zu halten.



Ich fing an zu sündigen, als ich ungefähr zehn war. Ich glaube jedenfalls, dass es mit zehn Jahren war; es könnte auch früher gewesen sein, aber da zehn etwa das Alter ist, in dem ein Junge anfängt zu sündigen, bin ich ziemlich sicher, dass das ungefähr hinkommt. Mädchen fangen erst mit dreiundzwanzig oder so an zu sündigen, aber die gehen ja auch von Natur aus das Leben viel sanfter an und müssen nicht alles so überstürzen.

Anfangs sündigte ich nur ein bisschen – kleine Lügen, nicht ganz ehrliche Ausflüchte gegenüber Lehrern, was die Hausaufgaben betraf, und so weiter. Ich eignete mir eine beträchtliche Kunstfertigkeit darin an, sah nie meinem Lehrer

in die Augen, sprach immer schnell, aus dem Zwerchfell heraus, um mir bei Täuschungsmanövern nie eine Unsicherheit anmerken zu lassen.

„Wo sind deine Hausaufgaben?“, fragte mein Lehrer.

„Ich habe sie verlegt.“

„Du hast sie gestern schon verlegt. Letzte Woche auch schon.“

„Ich bin so schrecklich unordentlich und verlege dauernd Sachen. Ich muss dringend lernen, besser Ordnung zu halten.“ (Immer schön sich selber tadeln.)

„Was soll ich nur mit dir machen, Donald?“

„Ich bin dankbar, dass Sie so geduldig mit mir sind.“ (Immer schön dankbar sein.)

„Ich sollte mal mit deiner Mutter telefonieren.“

„Die ist taub. Bootsunfall. Piranhas.“ (Immer schön dramatisch sein. Gestik einsetzen.)

Außerdem gab ich jede Menge Flüche von mir. Nicht etwa Flüche von der kirchenfeinen Sorte – *verflucht und zugenäht*, *Donnerwetter* und *Scheibenkleister* – sondern richtig robuste Flüche, für die ein Film FSK 16 bekommen würde; die Sorte, die nur Jungs untereinander verwenden. Flüche sind der reine Wahnsinn, wenn man zwölf ist, sie prickeln im Mund wie eine Batterie an der Zunge. Mein bester Freund damals, Roy, und ich gingen immer von der Schule nach Hause und machten am Spielplatz bei der Methodistenkirche halt, um Travis Massie und seine große Schwester Patty zu beschimpfen. Travis machte sich immer lustig über Roy, weil der mit Nachnamen Niswanger hieß. Ich brauchte zwei Jahre, bis ich dahinter kam, was an dem Namen Niswanger so lustig war.

Ehe das Jahr zu Ende war, wurden aus Worten Handgreiflichkeiten, und mit dreizehn bekam ich meinen ersten Faustschlag ab. Voll ins Gesicht. Es war Tim Mitchell, ein kleiner blonder Junge, der in meine Gemeinde ging, und die ganze Zeit, während wir uns gegenseitig umkreisten, tönte er, er werde mir eine dicke Lippe verpassen, während ich ihm Flüche in unvollständigen Sätzen zubrüllte; richtig

beängstigende Flüche. Dann schlug er mir ins Gesicht, und ich ging zu Boden unter einem Himmel, leuchtend blau wie Jazzmusik; Kinder lachten, und Patty Massie deutete mit dem Finger auf mich, und Roy war die ganze Sache furchtbar peinlich. Danach gab es eine Menge Geschrei, und Tim kniff den Schwanz ein, als Roy sagte, er werde Tim eine dicke Lippe verpassen. Unterdessen sang Travis die ganze Zeit: „Nice-wanger, Nice-wanger, Nice-wanger.“

Obwohl, schon bevor das alles passierte, als ich noch im Kindergarten war, musste ich einmal zum Leiter, weil ich während der Mittagsschlafzeit einem Mädchen unter den Rock geguckt hatte, was ich wohl auch tatsächlich getan hatte, wenn auch nicht aus dem Motiv, das mir sofort unterstellt wurde. Viel wahrscheinlicher ist, dass ihr offener Rock mir den Blick auf etwas anderes versperrte, was ich eigentlich anschauen wollte, denn ich erinnere mich noch recht gut an dieses Alter und weiß, dass ich nicht das leiseste Interesse daran hatte, was auch immer sich unter dem Rock eines Mädchens verbergen mochte. Mr Golden, der gerade mal über seinen Schreibtisch hinweggucken konnte, mit seinem Zeigefinger wedeln konnte wie ein Hund mit seinem Schwanz und einen Krawattenknoten trug, so groß wie ein Kropf, hielt mir eine gewaltige Gardinenpredigt darüber, wie wichtig es doch sei, mich wie ein Gentleman zu benehmen. Genauso gut hätte er mir etwas über Physik oder Politik erzählen können, weil das, worauf ich angeblich scharf gewesen war, mich in Wirklichkeit sowieso nicht interessierte. Aber das änderte sich schlagartig im Sommer meines zwölften Lebensjahres.

Auf der anderen Straßenseite gegenüber von Roys Haus lag ein großes, leeres Feld, über das Eisenbahngleise verliefen, und dort war es, dass ich mich zum ersten Mal mit dem Adam identifizierte, von dem am Anfang der Bibel die Rede ist, denn dort sah ich zum ersten Mal eine nackte Frau. Als wir eines Tages mit unseren Rädern dort herumtobten, stieß Roy auf eine Zeitschrift, deren Seiten grellbunt mit farbigen Schlagzeilen und schlechter Reklame gefüllt waren. Roy nahte

sich der Zeitschrift mit einem Stöckchen in der Hand, und ich stand hinter ihm, während er aus der Entfernung einer Zweiglänge die Seiten umblätterte. Uns war, als hätten wir eine Pforte in eine Welt voller Magie und Wunder gefunden, in der Geschöpfe voller Schönheit in ihrer reinsten Form existierten. Ich sage, wir hatten eine Pforte gefunden, aber es war noch mehr als das; es war, als wären wir durch die Pforte *hindurchgeführt* worden, denn ich spürte in meiner Brust an der Geschwindigkeit, mit der mein Herz pochte, dass ich gerade ein Abenteuer erlebte. Ich fühlte mich so, wie sich vielleicht ein Bankräuber fühlt, wenn er im Schalterraum die Pistole zieht.

Schließlich traute sich Roy, das Magazin mit bloßen Händen anzufassen, und nahm sich gründlich eine Seite nach der anderen vor. Nachdem wir uns tiefer in den Wald zurückgezogen hatten, abseits der Pfade, die uns und unseren Fahrrädern vertraut waren, reichte er es mir weiter. Wir redeten nicht, sondern blätterten nur und huldigten den wundersamen Formen, der Schönheit, der unter allen Gebirgen und Gewässern nichts gleichkommt. Mir war, als würde ich in ein Geheimnis eingeweiht, ein Geheimnis, das alle anderen Menschen auf der Welt schon immer gekannt und mir verheimlicht hatten. Stundenlang blieben wir dort, bis die Sonne sank; dann versteckten wir unseren Schatz unter Stämmen und Ästen und schworen einander, niemandem von unserem Fund zu erzählen.

Als ich an jenem Abend im Bett lag, liefen die Bilder in meinem Geist an mir vorbei wie ein Film, und ich spürte die nervöse Energie eines wilden Flusses durch meine unteren Eingeweide strömen und in Wellen gegen die graue Masse meines Verstandes anbranden, dass es mich in eine Art Ekstase versetzte, aus der ich nie wieder zurückzukehren glaubte. Diese neue Information schien das Gras erst richtig grün und den Himmel erst richtig blau zu machen, und noch ehe ich je um einen Grund zu leben gebeten hatte, wurde mir nun einer geboten: nackte Frauen.



All dies wurde verdrängt durch meine erste Begegnung mit dem Schuldgefühl, einer Empfindung, die mir bis heute vollkommen unergründlich ist, so wie Funksprüche von Außerirdischen auf einem anderen Planeten, die mir sagen, es gebe im Universum so etwas wie richtig und falsch. Und nicht nur sexuelle Sünde rief diese Schuldgefühle hervor, sondern auch Lügen, gehässige Gedanken und die Steine, die ich mit Roy nach Autos warf. Aus meinem Leben war etwas geworden, das es zu verstecken galt; es gab Geheimnisse darin. Meine Gedanken waren heimliche Gedanken, meine Lügen waren Barrieren, die meine Gedanken schützten, meine scharfe Zunge eine Waffe, um mein hässliches Ich zu verteidigen. Eingeschlossen in meinem Zimmer isolierte ich mich von meiner Schwester und meiner Mutter; meistens nicht, um irgendwelche Sünden zu begehen, sondern einfach nur, weil aus mir eine merkwürdig heimlich-tuerische Kreatur geworden war. An diesem Punkt kamen meine frühen Vorstellungen von Religion ins Spiel.

Meine in der Sonntagsschule erlernten Vorstellungen von Sünde und davon, dass wir sie lassen sollten, machten mir schwer zu schaffen. Es kam mir so vor, als müsste ich etwas abbüßen, so wie ein Kind sich fühlt, wenn es sich endlich entschließt, sein Zimmer aufzuräumen. Mein fleischliches Denken hatte meinen Kopf völlig durcheinandergebracht, und ich fühlte mich, als stünde ich im Eingang zu meinem Verstand, ratlos, wo ich anfangen, wie ich meine Gedanken sortieren sollte, damit sie nicht mehr so außer Kontrolle waren.

Da merkte ich, dass es mir mithilfe der Religion vielleicht gelingen könnte, die Sache ein wenig abzukühlen, mich wieder auf Normalpuls zu bringen, sodass ich meinen Spaß haben könnte, ohne mich schuldig zu fühlen oder so etwas. Über diesen Sündenkram wollte ich einfach nicht mehr nachdenken müssen.

Allerdings stand für mich eine gedankliche Mauer zwischen Religion und Gott. Ich konnte mich in der Religion ergehen und nie auf irgendeiner emotionalen Ebene begreifen, dass Gott eine Person war, ein wirkliches Wesen mit Gedanken und Gefühlen und dergleichen. Für mich war Gott eher ein Gedanke. Er war so etwas wie ein Spielautomat mit sich drehenden Rädern voller Bilder, der je nach dem Verhalten, vielleicht auch nach dem Zufall, Preise ausschüttete.

Dieser Spielautomaten-Gott verschaffte mir Erleichterung von dem stechenden Schuldgefühl und die Hoffnung, dass mein Leben sich auf einen Sinn und Zweck hin ordnen würde. Leider war ich zu dämlich, um zu überprüfen, ob dieser Spielautomatengedanke etwas taugte. Ich fing einfach an, um Vergebung zu bitten, und dachte, dann würden vielleicht drei Kirschen nebeneinander erscheinen, die Lichter oben am Automaten würden blinken, und unten würden glänzende Münzen günstigen Geschicks in den Schacht klimpern. Was ich da machte, hatte mehr mit Aberglauben zu tun als mit Spiritualität. Aber es funktionierte. Wenn mir etwas Gutes widerfuhr, schrieb ich es Gott zu, und wenn nicht, dann ging ich zurück zum Spielautomaten, kniete zum Gebet nieder und zog noch ein paar Mal am Hebel. Dieser Gott gefiel mir sehr, weil man kaum mit ihm reden konnte und Antwort gab er nie. Aber alles Schöne hat einmal ein Ende.

An Heiligabend, als ich dreizehn war, löste sich mein Spielautomaten-Gott in Luft auf. In Gedanken nenne ich bis heute jenen Abend die „Auflösung des Nebels“, und er ist eine der wenigen Gelegenheiten, von denen ich kategorisch behaupten kann, Gott begegnet zu sein. Obwohl ich fast sicher bin, dass solche Begegnungen eigentlich Routine sind, fühlen sie sich meist einfach nicht so metaphysisch an wie die Ereignisse jenes Abends. Es war ganz banal, aber es war eine jener tiefen Offenbarungen, die nur Gott hervorrufen kann. Sie bestand darin, dass ich merkte, dass ich nicht allein in meiner Umgebung war. Ich spreche nicht von Geistern oder Engeln oder dergleichen; ich meine andere Leute. So

albern es sich anhört, spät an jenem Abend wurde mir klar, dass andere Menschen Gefühle und Ängste hatten und dass die Art, wie ich ihnen begegnete, wirklich Bedeutung hatte, dass ich sie froh oder traurig machen konnte, je nachdem, wie ich mit ihnen umging. Nicht nur, dass ich sie froh oder traurig machen konnte, ich war auch verantwortlich für die Art und Weise, wie ich ihnen begegnete. Jedenfalls fühlte ich mich plötzlich verantwortlich. Es war meine Aufgabe, sie froh zu machen. Es war nicht meine Aufgabe, sie traurig zu machen. Wie gesagt, es hört sich sehr banal an, aber wenn man das wirklich zum ersten Mal kapiert, trifft es einen wie ein Hammer.

Mich haute es um.

Dieser Hammer traf mich folgendermaßen: Meiner Mutter hatte ich in jenem Jahr ein schäbiges Weihnachtsgeschenk gekauft – ein Buch, für dessen Inhalt sie sich niemals interessieren würde. Ich hatte einen gewissen Geldbetrag zur Verfügung gehabt, um davon Geschenke zu kaufen, und den größten Teil davon hatte ich für Angelzeug ausgegeben, da Roy und ich angefangen hatten, in dem Flüsschen hinter dem Wal-Mart zu angeln.

Meine erweiterte Familie feiert die Bescherung an Heiligabend, während die engere Familie ihre Geschenke am nächsten Morgen auspackt, und so häuften sich an jenem Abend in meinem Zimmer die schönsten Geschenke – Spielzeug, Spiele, Süßigkeiten und Kleider – und als ich im Bett lag, zählte und klassifizierte ich sie im Mondlicht, wobei den batteriebetriebenen Spielzeugen die höchste Bedeutung zukam, während die Unterwäsche völlig irrelevant war.

So lag ich da im Mondlicht und döste unruhig vor mich hin, als ich plötzlich hochfuhr und mir der Gedanke kam, dass ich das Geschenk für meine Mutter von dem Wechselgeld gekauft hatte, das noch übrig war, nachdem ich mir meine eigenen Wünsche erfüllt hatte. Mir wurde klar, dass ich die Freude meiner Mutter hinter meine eigenen materiellen Wünsche zurückgestellt hatte.

Das war eine ganz andere Art von Schuldgefühl als alles, was ich bisher erlebt hatte. Es war ein schweres Schuldgefühl, eine Sorte, gegen die ich nichts machen konnte. Das Gefühl war quälend, eine Empfindung, wie man sie hat, wenn man sich fragt, ob man vielleicht zwei Persönlichkeiten hat und die andere, die fremde Persönlichkeit Dinge tut, die man sich nicht erklären kann, böse und schreckliche Dinge.

Dieses Schuldgefühl lastete so schwer auf mir, dass ich aus dem Bett auf die Knie fiel und nicht den Spielautomaten-Gott, sondern einen lebendigen, fühlenden Gott anflehte, er möge machen, dass der Schmerz aufhörte. Ich kroch aus meinem Zimmer hinaus auf den Flur vor die Tür meiner Mutter, wo ich eine Stunde lang oder so liegen blieb, die Ellbogen und das Gesicht auf dem Boden, wobei ich ab und zu eindöste, bis schließlich die Last von mir wich und ich in mein Zimmer zurückkehren konnte.

Am nächsten Morgen machten wir unsere restlichen Geschenke auf, und ich freute mich über die Sachen, die ich bekam; doch als Mutter ihr blödes Buch auspackte, bat ich sie um Verzeihung und sagte ihr, wie sehr ich mir wünschte, ich hätte mehr getan. Natürlich tat sie so, als freute sie sich über das Geschenk, und behauptete, über das Thema hätte sie schon immer mehr wissen wollen.

Ich fühlte mich immer noch grauenhaft, als sich die Familie am Abend um den Esstisch versammelte, der so mit Köstlichkeiten beladen war, dass ein ganzes Königreich sich daran hätte laben können. Zusammengesunken saß ich auf meinem Stuhl, auf Augenhöhe mit den Schüsseln voller Kartoffeln und Mais, und ließ mir von zehn unentwegt redenden Frauen, die alle froh waren, dass der Feiertag seinem Ende entgegenging, die Haare glatt streichen.

Und während sie aßen und redeten und wieder einmal ein Weihnachtsfest verplauderten, schämte ich mich in Grund und Boden und fragte mich im Stillen, ob die überhaupt ahnten, dass sie mit Hitler persönlich am Tisch saßen.